

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 82.

Donnerstag, 6. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Paul Wisk.

(Nachdruck verboten.)

Also war es doch wirklich schon seine Pflicht, wenn er die Hoffnungen des guten Jensen ein wenig energisch unterstützte! Später aber, als er daran dachte, daß sich erst vor einem halben Jahre ein veritabler Graf um seine Schwester beworben hatte, und daß er ihr jetzt die Ehe mit einem simplen Kassierer zumuten wollte, da wurde er doch etwas nachdenklich gestimmt. Indessen hielt das nicht allzu lange vor, nur nicht sentimental werden, hier mußte man ganz einfach mit den Verhältnissen rechnen. Und unter den augenblicklichen Umständen wäre diese Heirat für Lucie direkt ein Glück!

So nahm er sich vor, die Sache unbedingt zu fördern. Noch am selben Tage sagte er zu Hause ganz harmlos, daß man Jensen, dem er sich stark verpflichtet fühle, doch wohl mal einladen müsse.

Die Mama war sofort einverstanden. Auch Lucie nickte zustimmend; sie war ehrlich erfreut, daß der Bruder sich an Jensen anschloß, denn sie erhoffte von diesem Umgang nur Gutes für Kurt.

Also wurde Fritz Jensen zum nächsten Sonntag zu Tisch geladen.

Natürlich kam er, strahlend vor Freude, stattlich und stramm, aber mit einem Blick, aus dem ein stillinnerliches Glück sprach. Offen und ehrlich trug er seine Freude zur Schau, daß er nun in der Familie seines früheren Chefs verkehren durfte.

Die alte Dame hieß ihn herzlich willkommen, ebenso auch Lucie, und so saß man schon nach wenigen Minuten zwanglos zusammen.

Kurt beobachtete gespannt. Aber nichts von dem, was er erhoffte, bemerkte er. Sowohl Jensen wie Lucie verrieten mit keinem Wort oder Blick, daß sie sich für einander interessierten.

Man erlebte einen anregenden, unterhaltungsreichen Nachmittag. Und Lucie entdeckte mit sichtlichem Interesse, wie gut unterrichtet auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Jensen war, ja, sogar über alle Neuerscheinungen in der Kunst war er orientiert. Unwillkürlich verglich sie dagegen Kurt. Wie viel weniger bewandert war der! Nie wußte er über irgend etwas zu sprechen.

Als es zum Abschied kam, mußte Jensen der Hausfrau fest versprechen, nun recht oft und recht bald wiederzukommen.

Mit Freunden tat er das. Sein Gesicht war rot und aus allen Zügen sprach die Erregung. Und da, als er Lucie die Hand reichte und „auf Wiedersehen“ sagte, da zum ersten Male zuckte es flammend in seinen Augen auf, und er verriet nun sonnenhell, wie es in seinem tiefsten Innern aussah.

Es war nur ein einziger heißer Blick gewesen, doch Lucie hatte ihn sofort verstanden; und damit wurde ihr zum Erschrecken klar, daß er sie noch immer liebte. Sie erbehte bis ins Innerste hinein, aber sie nahm sich zusammen, verriet sich durch nichts und sagte ihm freundlich Adieu.

Kurt stand seitwärts und lächelte heimlich, nun wußte er genug, das war ihm der Beweis, daß er sich ganz entschieden nicht geirrt hatte, und schnell war sein Plan fertig.

Noch am selben Abend, als die Mama zur Ruhe gegangen war und er mit der Schwester allein saß, brachte er das Gespräch auf Jensen, — daß er ein so netter Mensch wäre, dessen man sich durchaus nicht zu schämen brauchte, und so weiter.

Lucie hörte mit Erstaunen zu, doch erwiderte sie nichts, und sah auch nicht von ihrer Arbeit auf, doch als er immer von neuem Jensens Lob in allen Tonarten pries, sagte sie endlich so nebenbei: „Früher dachtest du anders über ihn.“

„Ich habe ihn eben erst noch und noch kennen gelernt und bin so zu meiner neuen Ansicht gekommen“, entgegnete er schnell und schlagfertig.

Sie schwieg, aber sie dachte: wo hinaus will er eigentlich? Möglicherweise sagte er: „Weißt du übrigens, daß Jensen sich noch immer für dich interessiert?“

Blutrot wurde sie, und ohne daß sie es hindern konnte, stieß sie die Frage heraus: „Was heißt dies „noch immer“?“

Kurt lächelte. „Du meinst, ich wüßte das nicht? Du irrst dich, Schwesterlein. Ich kannte die Ehse. Allerdings war ich wohl der einzige, der das damals beobachtet hat. Aber ich sah, daß er sich dir zu nähern versuchte und daß du ihn ziemlich kühl in seine Schranken wiesest.“

Sie schwieg, alles in ihr bebt vor Erregung.

Er aber sprach ruhig lächelnd weiter: „Goffentlich hast du heute deine Meinung geändert, nicht wahr?“

Ganz starr, mit großen, unruhig flackernden Augen sah sie ihn an. „Was — was heißt das alles denn? Ich verstehe dich nicht. Was willst du eigentlich von mir?“

Noch immer lächelte er sie an, ihre Erregung schien ihn sichtlich zu amüsieren. Und halb spöttelnd warf er die Frage hin: „Solltest du mich wirklich nicht verstanden haben?“

Ohne zu antworten, stand sie auf und wollte hinausgehen. Da sprang er auf und vertrat ihr den Weg.

„Nein, so entkommst du mir nicht!“ rief er burschikos. „Erst wollen wir mal den Fall hier klar besprechen!“

Doch sie blieb ernst. Mit kühlen, fast harten Worten entgegnete sie: „Daß doch gefälligst die Albernheiten, ja! Zu solchen Scherzen bin ich jetzt absolut nicht aufgelegt!“

„Scherzen? O bitte, mir ist es bitterer Ernst damit!“

Wieder sah sie ihn stumm und starr an, denn sie begriff noch immer nicht, wohin er eigentlich wollte. Und er, jetzt auch ernster werdend: „Oder hast du etwa noch immer dieselbe Abneigung gegen ihn?“

„Was geht denn das dich an?“ fuhr sie nun auf.

„Sehr viel, meine liebe Lucie. Denn es scheint, ich muß dich erst daran erinnern, daß wir jetzt arme Leute sind. Damals konntest du dir schon den Luxus leisten, einen Mann wie diesen Jensen fortzuschicken; heute da-

gegen wäre es direkt ein Frevel von dir, ihn wiederum abbilden zu lassen — falls er eben noch einmal anfragen sollte!"

Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm. Ganz ruhig war sie jetzt. Und sehr bestimmt erklärte sie ihm: „Ich erwarte dich allen Ernstes, dich um deine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Meine Zukunft geht nur mich allein an. Und von dir lasse ich mir am allerwenigsten Vorschriften machen, das merke dir ein für allemal!"

Wieder vertrat er ihr den Weg. Ihr Zorn hatte ihn gereizt und trotzig hielt er sie zurück.

„Du, hör mal, so laß ich nicht mit mir reden! Ich spreche nur in deinem Interesse zu dir!"

„Meine Interessen vertrittst du selber!"

„Ich halte es für meine Pflicht, dir zu sagen, was du der Familie schuldig bist!"

„Nun, was bin ich ihr also schuldig?"

„Vor allem Rücksichtnahme! Wenn dir heute ein verständiger Mann in sicherer, auskömmlicher Stellung seinen Namen anbietet, dann hast du kein Recht mehr — — —" weiter kam er nicht.

Denn sie unterbrach ihn so hart und bestimmt, daß er doch ein wenig kleinlaut wurde.

„Noch einmal erkläre ich dir", rief sie, „daß ich mir jede, aber auch jede Einmischung in meine Angelegenheiten auf das entschiedenste verbitte. Für meine Zukunft Sorge ich allein, sorg' du nur für die deine. Ich sollte meinen, daran hättest du genug zu tun!"

Sie packte ihre Malarbeiten zusammen und schickte sich an, in ihr Zimmer zu gehen.

Er war wütend, daß er sich wie ein Knabe abkanzeln lassen mußte und doch nicht recht den Mut fand, ihr eine treffende Entgegnung hinzuworfen.

Doch kurz bevor sie hinausging, rief er ihr höhnend zu: „Oder bildest du dir vielleicht ein, daß dich Graf Schmittwitz auch jetzt noch holen würde? Den Bahn laß dir nur ziehen. Der gute Mann hat eben Papa auch viel höher eingeschätzt, der konnte nur eine reiche Frau brauchen, aber nicht eine, die er noch selbst mit ernähren muß."

Im Rahmen der Tür drehte sie sich um, sah ihn mit einem stolzen Blick an und sagte: „Pfui, für so erbärmlich hätte ich dich doch nicht gehalten."

Dann ging sie schnell und schloß sich ein.

Jetzt war er erst recht wütend, denn nun sah er plötzlich ein, daß er alles furchtbar dumm, ja tölpelhaft angestanden hatte. Anstatt in aller Ruhe vorzugehen, war er plump mit der Tür ins Haus gefallen und hatte nur geschadet.

Er hätte sich prägen können für all diese Torheit; aber das kam eben von der Nervosität und von der Heißbarkeit, in der er sich jetzt immer befand, seit er in diesem unglaublichen Beruf sein Dasein fristen mußte! Alles ging schief seit der Zeit! Nie kam er mehr zu einer Freude, nie zu klarem Denken! Ein ewiges Hasten, Sehen und Zagen war dies Leben! Und nun der Gedanke, daß es immer so bleiben würde, ein ganzes langes Leben voll so endloser Schusterei und Plackerei — ach, dieser Gedanke könnte einen zum Wahnsinn treiben!

Wütend sprang er auf, rannte hinunter, lief in die erste Kneipe und vertrank seinen Ärger.

Am anderen Morgen, als er ins Geschäft ging, traf er Jensen. Während sie zusammen weiter schritten und sich über den gestrigen Besuch unterhielten, bekam Kurt plötzlich eine neue Idee.

Und mit leicht scherzhaftem Ton sagte er: „Wissen Sie, lieber Jensen, was ich gestern an Ihnen bemerkt zu haben glaube?" Gespannt sah der andere auf.

„Daß Sie sich noch immer für Lucie interessieren."

Nun bekam Jensen einen roten Kopf und wurde ein wenig verlegen, doch schnell fand er seine Beherrschung wieder und antwortete: „Ich hatte keine Ahnung, daß Sie etwas wußten von dem Vorfall."

„Niemand außer mir hatte damals Kenntnis davon. Aber wenn ich das auch weiß, das braucht Sie durchaus

nicht zu holieren. Ich bin der letzte, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Im Gegenteil, ich habe mich gefreut, daß Ihre Neigung echt ist und inzwischen nicht nachgelassen hat."

„Glauben Sie, daß Ihre Fräulein Schwester ebenso darüber denkt?" fragte Jensen ein wenig unsicher.

Kurt lächelte ein wenig überlegen. — „Lieber Freund, Sie kennen ja die jungen Mädchen so gut wie ich. Manche erringt man nach dem ersten Anlauf schon, und manche sind wie Festungen, die erst belagert sein wollen."

„Manche sind sogar ganz uneinnehmbar", seufzte der andere leise. Doch Kurt erwiderte schnell:

„Ich glaube, meine Schwester gehört nicht zu den Letzteren." — Erfreut blickte Jensen auf: „In der Tat, ist das wirklich Ihr Ernst?"

„Sicher, lieber Freund. Im übrigen wüßte ich absolut nicht, was man gegen Sie haben sollte. Also Grund zu verärgern haben Sie noch durchaus gar nicht."

Jensens Gesicht erglühte in freudigem Erröten. Er reichte Kurt die Hand und dankte mit einem Blick, der klar und deutlich verriet, wie es in seinem Innern ansah.

Auch Kurt war nun beruhigter. Wenigstens war er jetzt ganz sicher, daß der Freund in Ruhe und Geduld werden würde, bis er sein Ziel erreicht hatte.

* * *

Lucie war aufgeregter und unglücklicher denn je. All die Erlebnisse der letzten Tage hatten derartig erschüttert auf sie eingewirkt, daß sie nachts stundenlang mit wachen Augen dalag und sich mit sorgenden Fragen abwartete, wie das alles nun werden sollte. Sie brauchte ihre ganze Kraft und Beherrschung, um der Mutter nicht zu zeigen, wie schwer sie gerade jetzt unter dem Druck der trüben Verhältnisse litt.

In dem Kunstladen, wo ihre kleinen Arbeiten verkauft wurden, war sie seit jenem letzten Zusammenreffen mit Baron Leuben nicht mehr gewesen; sie hatte alles, was bestellt war, durch ihre Aufwärterin gegen Quittung abliefern lassen, und sie hatte sich fest vorgenommen, diesen Modus beizubehalten, um einer nochmaligen Begegnung mit dem Baron zu entgehen.

Aber nun kam die neue Sorge mit Jensen dazu. Voll Entsetzen dachte sie an seinen Blick beim Abschied, und mit Zittern fragte sie sich, wohin das führen sollte. Auch die Unterhaltung mit Kurt ging ihr nicht aus dem Gedächtnis. Sie war aufs tiefste empört über des Bruders brutale Worte und sie fühlte es deutlich, wie sie ihm von dem Augenblick an innerlich fremd geworden war. Sie begriff absolut nicht, wie er so roh hatte zu ihr sprechen können, denn nie hätte sie ihm derartiges zugetraut. Deshalb mied sie von nun an seine Nähe, und beschränkte sich auf das Notwendigste des Verkehrs.

Und in diese Stimmung hinein schneite plötzlich der Besuch Tantchen Lottes. Unangemeldet trat sie eines Tages in die Tür und war eben da.

Mutter und Tochter waren so erstaunt über diese neuere Annäherung der alten Klatschbabe, daß die Begrüßung recht kühl ausfiel.

Aber Tantchen bestärkte das durchaus nicht. Ganz sorglos lächelnd sagte sie: „Ihr wundert euch wohl über mein plötzliches Erscheinen, wie? Hat seinen Grund, Kinderchens! Paßt nur auf! Und diesmal erscheine ich nicht als Enkel mit dem flammenden Schwert, sondern mit der Friedenspalme! Ja, ja, macht nur keine so erstaunten Gesichter."

Sie nahm unaufgefordert Gut und Mantille ab, und ließ sich ganz ungeniert häuslich nieder.

(Fortsetzung folgt.)



Und steigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen gleich Eternen auf,
Sie zeigen nur, daß es Nacht ist.

Bodenstedt.

Guter Rat!

Im Argonnerwald, um Mitternacht,
Steht ein Soldat auf seiner Wacht!
Da plötzlich fällt ihm ein ganz heiß,
Daß er noch so ein Verschen weiß,
Und daß zu Haus die lieben Damen,
Gar lange keins von ihm bekamen,
Die in der Heimat dem Soldat
So manches stricken früh und spät.

Ich will euch raten nun zum Besten,
Was der Soldat braucht hier im Westen.
Paß' die Gelegenheit beim Schopf
Und fange an gleich bei dem Kopf.
Für diesen strickt ihr den Schürzer;
Das, meine Damen, war ein Schnitzer,
Denn ganz und gar was Unerlaubtes
Ist die Beschüpfung unsres Hauptes,
Sie ist verpönt, obwohl nicht ohne,
Bei der hiesigen Divisionen,
Weil hinderlich er dem Gehör.
Einen andern Grund wüß' ich nicht mehr.

Von Wichtigkeit ist jedenfalls
'ne wollne Binde für den Hals.
Die Länge, das weiß fast ein jeder,
So etwa achtzig Zentimeter,
Die Breite, fünfzehn, umgelegt
Man gut sie an dem Hals trägt.
Sie gibt ein warmwohlig Gefühl,
'ne Reimenbind' ist etwas kühl.
Die woll'ne Bind! Ihr wißt's nicht alle,
Ist auch die schönste Räusesalle.
Denn juckt es auf des Halses Haut,
Wird rasch und fleißig nachgeschaut,
Und in den feinen Wollgehäusen
Da findet stets sich dann ein Räuschen,
Das wird, weil böse es hat gewickt,
Dann mit dem Daumen totgedrückt.

Noch wichtiger und keine Nulls
Das sind die Wärmer für den Puls.
Sie sind dem Körper, ich sag's immer,
Was so ein Ofen für das Zimmer,
Und heizen, es ist eine Lust,
Den Arm hinaus die Heldenbrust.
Eng angespannt und hinten weit,
Man steckt hinein des Armes Kleid,
So schließt man ab bei starkem Duft
Die Kälte böser Winterluft.

Der wollne Handschuh ist ein Zwitter
Im Feld, und das ist leider bitter.
Weiß regnet's ohne Unterlaß
Und schneit's, der Handschuh, der wird naß.
Er friert, wie man's bemerken kann,
Dann schließlich an die Hand noch an.
Am besten wär', das weiß ein jeder,
Er innen warm, und außen Leder,
Damit der Regen, trippel, trapp,
In kleinen Tröpfchen tropfet ab.
Ist es natürlich trocken kalt,
Zieht man den woll'nen an alsbald,
Ist froh, daß er so schön hält warm
Die Hand und auch den Unterarm.
Auch bringt er Freud' bei Alt und Jünger,
Wenn er statt keine hat noch Finger.

Jetzt kommt, ihr sagt: „Wie ich das finde!“,
Die warme woll'ne Reibesbinde.
Sie ist ein Unding, nicht gepaßt,
Wenn sie nicht richtig sitzt und paßt.
Und das ist meistens doch der Fall,
Daß viel zu weit die Binden all,
Weil der Soldat, ihr lieben Rinner,
Im Feld nicht dick wird, sondern dünner.
Dann rutscht die Bind ein respektabel
Ganz großes Stück bis untern Nabel,
Und hindert, wenn mit langer Wiene,
Der Mann muß eilen zur Latrine.
Ist sie gebunden, sie gut sitzt,
Doch leider man darin viel schwitzt,
Da man ja ohne Mitleidsregung

Hält den Soldat stets in Bewegung.
So wäre dies des Verses Schluß,
Schickt dem Soldat sie bei dem Ruff,
Ober aber geht sie hin
Dem Kinde einer Wägherin.

Am gleichen Stränge aber zieh,
Auch mit dem Wärmer für das Knie.
Sind sie zu weit, dann rutscht der Gladen
Hinunter bis auf beide Waden,
Und halten, es ist außer Zweifel,
Am meisten warm dann überm Stiefel,
Von Wärme bleibt's Knie ungestillt,
Der nicht'ge Zweck wird nicht erfüllt.
Denn, wenn ihr strickt, strickt die nur eng,
Damit das Knie hinein man zwäng',
Die Wolle wird ja noch gedehnt,
Wenn man sie an den Zwang gewöhnt.

Jetzt noch zu des Gedichtes Schluß,
Ein Wort dem Strumpf für Bein und Fuß.
Gut sitzend muß der Strumpf stets sein,
Damit dem Fuß er nicht zur Bein,
Und nicht in allen feinen Phasen
Erzeugt beim Marsche große Blasen.
Darum, ihr Frauen und ihr Mädchen,
Vermeidet stets ein jedes Knötchen,
Die Anstrickfäden gut vernäht,
Damit ein Unheil nicht entsteht.
Und dann noch eins, jetzt werd't nicht bang,
Strickt Strümpfe immer etwas lang,
Fehlt dann der Wärmer für das Knie,
Ein langer Strumpf ersetzt sie,
Und der Soldat, wenn auch gelassen,
Hat etwas wen'ger zu verpassen.

Ihr Damen hattet keine Ahnung,
Daß ich euch gab so manche Mahnung,
Erfüllt ihr sie, wie ich's beschrieb,
Behält'n euch die Soldaten lieb,
Und überall und durch die Banl
Wird euch gezollt heißer Dank!

Verfaßt von Landsturmmann Architekt Heinrich Wessel,
Infanterie-Regiment Nr. 168.



Aus der Kriegszeit.

Der Krieg und unsere deutschen Bäume. Uns wird geschrieben: Die verheerende Macht des Kriegs hat natürlich auch vor den Wäldern nicht Halt gemacht, und in Frankreich wie in Rußland, in Belgien wie in Serbien sind schöne Baumbestände von Feuersbrünsten, von einschlagenden Granaten oder durch die Anlegung besetzter Stellungen vernichtet worden. Unsere deutschen Bäume hat ein gütiges Geschick — von wenigen Ausnahmen in Ostpreußen und im Elsaß abgesehen — vor der Verwüstung durch rauhe Gewalt bewahrt. Aber in einem anderen Sinn greift der Krieg auch in das Leben unserer Bäume ein. Die allgemeine Mobilmachung aller Kräfte und Hilfsmittel Deutschlands erstreckt sich nun auch auf sie, deren Holz am Gewehrkolben und in mannigfacher anderer Art der Verteidigung des Vaterlands dient. So ist z. B. eine Bestandserhebung über die vorhandenen Rußbäume angeordnet worden, und jeder wird natürlich gern zum Besten der Heimat auch liebgewonnene Bäume opfern, wie unser Volk all sein Wertvollstes freudig hingibt. Dennoch verdienen gewisse Bedenken des Heimatsehns, die die zukünftige Schönheit Deutschlands ins Auge fassen, Beachtung. Es gibt, besonders in Süddeutschland, Rußbäume von hervorragendem ästhetischen Wert, die als Alleen oder Einzelbäume dem heimatischen Landschafts- und Straßenbild einen eigenen unsäglichsten Reiz verleihen. Diese alterwürdigen, herrlichen Söhne der Natur sollten eine Schonung genießen, wie sie ja auch bei der Metallsammlung besonderen Kunstgegenständen zugebilligt worden ist. Um eine Verarmung unseres Landes an natürlichen Schönheitswerten zu verhüten, müßten Sachverständige einzelne besonders schöne Exemplare oder Baumgruppen auf ihren Wert für das Landschaftsbild hin begutachten, und die also aus der Gesamtheit herausgehobenen

Bäume müßten zunächst geschont werden, und erst nach den anderen Bäumen der Axt zum Opfer fallen. Diese Begutachtung und Beaufsichtigung wäre am besten in die Hände der verschiedenen Organisationen des Bundes für Heimatschutz zu legen. Aber nicht nur berechnigte, durch die Kriegslage geforderte Maßnahmen dringen eine Gefahr für unsere deutschen Bäume mit sich, sondern es regt sich auch hier und da private Gewinnucht, die Unheil stiftet, wo es nicht unbedingt notwendig ist. Auf einen solchen Fall macht in einem paßend geschriebenen Aufruf die Ortsgruppe Meran des Vereins für Heimatschutz in Tirol aufmerksam. Es handelt sich um die herrlichen Edelkastanien Südtirols, die einen unvergleichlichen Schmuck dieser unvergleichlichen Landschaft bilden, und die man wohl „die Eichen Tirols“ genannt hat, weil sie für die Schönheit dieses Landes dasselbe bedeuten, wie für Deutschland der Baum der alten Germanen. Diese Baumriesen, die in ehrwürdiger Größe die Bauernhöfe umkränzen, erregen die Begehrlichkeit der Händler, weil sich aus ihrem Holz die heute besonders gesuchten Gerbstoffe herstellen lassen, und so ziehen denn habgierige Menschen von Hof zu Hof, um den Bauern ihre Kastanien abzukaufen. Schon liegen gewaltige Baumleichen am Boden, und wenn nicht dem Übel gesteuert wird, dürfte z. B. die wundervolle Umgebung Merans binnen kurzem ihres schönsten Schmucks beraubt sein. Hoffen wir, daß es dem Tiroler Heimatschutzverein gelingt, das tätige Interesse einflussreicher Stellen zu gewinnen, und dieser Verwüstung Einhalt zu tun! Wenn wir zum Schluß noch eine dritte deutsche „Baumangelegenheit“ berühren, so geschieht es nicht, um einen Warnungsruf zu erheben, wie in den beiden ersten Fällen, sondern um die Bedeutung eines alten Baumbestandes für die Schönheit eines Stadtbildes ins rechte Licht zu rücken. Der unvergeßliche Bauber, der Münster i. W. zu einer der anmutigsten Städte Deutschlands macht, beruht zum ganz erheblichen Teil auf dem grünen, vollkommen geschlossenen Baumring, der sich rund um die Stadt zieht. Des öfteren bereits sind nun Stimmen aufgetaucht, die auf eine Abholzung des herrlichen Vindenwalds auf dem Domplatz und der uralten Linden der Promenade drängten. Auch in allerjüngster Zeit sind solche Anschauungen wieder laut geworden. Aber wir dürfen zu der Stadtverwaltung das feste Vertrauen haben, daß sie nicht jenem Spott verfallen wird, dem Gottfried Keller in dem klassischen Gedicht Ausdruck verliehen: „Die Raubburg will Großstadt werden und schlägt die alten Linden um.“ Es ist vorläufig ein Antrag angenommen worden, der sich mit dem notwendigen Beschneiden der alten Bäume begnügt und alles für die Erhaltung dieses schönsten Schmucks von Münster tun will.

Eine Agentur für Deserteure in Paris. Es ist schon kein Geheimnis mehr, daß die Opferwilligkeit und der Soldatengeist, deren die Franzosen sich so laut rühmen, durchaus nicht Gemeingut des französischen Volkes sind. Trotz aller Blendenden und lyrischen Hymnen auf den schrankenlosen Patriotismus, der jeden Franzosen ohne Ausnahme beseelte, konnte nicht verborgen werden, daß die Zahl der „Embussqués“, der Drückeberger, an der Seine immer mehr wächst und nachgerade zu einem gefährlichen Übel auszuarten droht. Die Gründung der „Liga gegen die Drückeberger“, die in der ganzen französischen Presse ausführlich besprochen wurde, und die zahlreichen Meldungen über Desertionen, falsche Militärpapiere usw. zeigen sehr deutlich, wie es in Wirklichkeit um den nicht zu bändigenden Opfermut „ausnahmslos aller“ Franzosen bestellt ist. Charakteristisch für diese Zustände ist die folgende Geschichte, die im „Matin“ berichtet wird: Schon seit längerer Zeit beobachteten die Pariser Polizeibeamten ein Haus in Rue Saint-Maur, in dem verdächtig viel Militärpersonen verkehrten. Man behielt die ständigen Besucher des geheimnisvollen Quartiers im Auge und nahm schließlich einen der verdächtigen militärischen Besucher in einem Kaffeehaus in dem Augenblick, als er sich von einem Zivilisten ein Militärdienstbuch und eine Anzahl Militärpapiere aushändigen ließ, fest. Als die Polizei daraufhin einschritt, gelang es dem Soldaten, zu entkommen, der Zivilist jedoch wurde verhaftet. Die in der Folge eingeleitete Untersuchung legte ein ganzes Netz der unerhörtesten Machenschaften bloß, und es stellte sich heraus, daß der betriebsame Zivilist Leiter und Besitzer einer regelrechten Agentur für Deserteure war. Die

Agentur beschäftigte sich mit der Herstellung falscher Dienstbücher, Soldatenpässe und Urlaubsscheine, die sie für teures Geld an alle jene Urlauber verkaufte, die keine große Lust verspürten, wieder an die Front zurückzukehren. Die Beschlagnahme der zu Hunderten vorhandenen Dokumente und Briefe führte zur Verhaftung einer Unzahl von Soldaten, die mit Hilfe solch gefälschter Urlaubspässe seit Monaten vergnügt und ungestört in Paris lebten. Wie es scheint, ist dieser bezeichnende Skandal nur ein Glied in einer langen Kette ähnlicher Fälle, die auf den Patriotismus Allfrankreichs nicht gerade ein blendendes Licht werfen.

Jakob Grimm und die Flamen. In einem soeben in der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin erschienenen Buche „Altdeutsche Stimmen“ veröffentlicht der große gelehrte Archivar der deutschen Kommission bei der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften Dr. Fritz Behrend in einer Abhandlung über die Anfänge der altblämischen Bewegung in französisch-Flandern einen bisher ganz unbeachtet gebliebenen Brief von Jakob Grimm, der gerade jetzt, da langgehegte Wünsche in der Errichtung der blämischen Universität in Gent ihre Erfüllung gefunden haben, für uns von besonderem Interesse ist. Nachdem um 1840 die blämische Bewegung in Belgien kräftig eingesetzt hatte, griff sie bald auch nach Frankreich über. 1853 bildete Edmond Henry de Cossmé d'Arny mit einer Anzahl von Gesinnungsgenossen ein „Comité Flamand de France“, deren Zeitschrift bis heute besteht. Die Gesellschaft, die sich der germanischen Zusammengehörigkeit wohl bewußt war, hat in deutlicher Hinnegung zu deutschem Wesen Jakob Grimm, das Ehrenpräsidium zu übernehmen. Der greise Gelehrte entsprach der Bitte und sandte an den Vorsitzenden ein in französischer Sprache abgefaßtes Dankschreiben, das manche bedeutsame Äußerung des großen Sprachforschers über blämische Sprache und Eigenart enthält. Er heißt es darin: „Die Lebenskraft der blämischen Sprache muß in Erstaunen setzen; nach Jahrhunderten und unter dem beherrschenden Einfluß der französischen Sprache hat sie ihr Leben und ihre Vollkraft bewahrt. Ich begrüße Ihre Bemühungen mit vielem Beifall; das Erbliche, das Sie bebauen, ist ergiebig und fast unberührt, eine überreiche Ernte kann nicht ausbleiben. Wir Deutsche fühlen uns immer als Ihre alten Landsleute; der Dialekt, den Sie nicht aufgehört haben zu sprechen, eint sich in unserem „Deutsch“. Nennen Sie nicht Gott, Vater, Mutter, Himmel und tausend Dinge genau so wie wir. Also müssen wir uns in unendlich vieler Hinsicht besser verstehen als Fremde es begreifen könnten. Sie verzeichnen und sammeln durch Ihre Arbeiten eine Menge Wörter, Ausdrücke, Gebräuche und Anschauungen, die der Aufbeahrung und näheren Durchforschung wert sind. Mit Ungebuld erwarte ich Ihre Sammlung von Volksliedern, die ohne Zweifel in Frankreich wie in Deutschland bestens aufgenommen werden wird.“

Die serbische Regierung im Gasthof auf Korfu. Die Mitglieder der serbischen Regierung erfreuen sich keines sehr ruhigen Daseins. Nicht minder als die serbischen Truppen durch die Schläge des Schicksals hin- und hergeworfen, landete diese zum Meßeministerium gewordene Regierung nach bewegter Odyssee auf Korfu, wo sie in einem kleinen und baufälligen Gasthof eine nicht gerade glänzende Unterkunft fand. Das Leben, das die serbischen Minister in ihrem neuen Zufluchtsort führen, ist, nach der Schilderung des Berichterstatters des „Petit Journal“, von äußerster Primitivität: „Das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten ist im ersten Stockwerk der Herberge, im Zimmer Nr. 16, untergebracht. Hier arbeitet Paschitsch. Er sitzt neben einem zerbrochenen Wandschrank, dessen Tür vor Altersschwäche alle fünf Minuten laut kreischend aufging, bis man endlich einen Schlüssel auftreiben konnte, um dieser eigenartigen Russe ein Ende zu bereiten. Der Ministertisch des Herrn Paschitsch diente ehemals weitaus bescheidenen Zwecken. Das Kriegsministerium hat die Zimmer Nr. 2 und 3 erhalten. In Nr. 2 sind die Wäsche in Arbeitsstücke umgewandelt. Die Akten, Dokumente und Zinkentäfer befinden sich dort, wo früher die Wäschebuden standen. In Zimmer Nr. 3 sitzt der Kriegsminister in eigener Person. In Nr. 18 endlich, einem Schlafzimmer für zwei Personen, finden die gemeinsamen Ministerberatungen statt. Alle anderen Minister müssen sich mit dem zweiten Stockwerk begnügen. Aber der Tür von Paschitsch hängt jetzt noch eine Tafel, auf der man lesen kann: „Friseur für Damen.“